

Zwei frühe Kirchtürme des Bremer Bistums

Die Kirche in Neuenkirchen und die Kirche in Berne sind sehr schwer erklärbare Sonderfälle im Kirchenbau, weil zuerst der Turm allein gebaut wurde und später erst das Kirchenschiff daran gesetzt wurde.

Um hier eine Erklärung zu finden, sei erst einmal aus einer Arbeit in Ausschnitten zitiert, die die Grundlage für die weiteren Betrachtungen liefert (Peter Schmid, „Archäologische Quellen zur frühen Christianisierung im friesisch-sächsischen Küstenraum“, in „Bremen - 1200 Jahre Mission“, 1989):

„Mit dem Abschluss der Sachsenkriege 804 war auch das Ende der eigentlichen angelsächsisch-friesischen Missionierung erreicht. Dennoch konnte von einer durchgreifenden Christianisierung der Bevölkerung bei weitem noch nicht die Rede sein.“ (S. 92)

„Ein Spiegelbild dieser Entwicklung sind die frühmittelalterlichen Gräberfelder im friesischen und sächsischen Stammesgebiet. Die planmäßigen Untersuchungen solcher Fundplätze, sowie Grabungen im Bereich alter Kirchen haben gezeigt, dass die Bestattungsplätze vor der Zeit der Christianisierung im allgemeinen außerhalb der Siedlungen lagen. Nur in Ausnahmefällen schlossen spätere Kirchenbauten mit ihren christlichen Friedhöfen topographisch an heidnische Gräberfelder an. In solchen Fällen wurde mit der Errichtung der Kirche im Bereich des älteren heidnischen Gräberfeldes nun auf geweihtem Boden christlich bestattet. Durch die systematische Freilegung frühmittelalterlicher Gräberfelder wurde jedoch auch der Nachweis erbracht, dass die Übergangszeit vom Heidentum zur Christianisierung in den einzelnen Regionen erheblich schwankte, ferner waren Rückschläge in der Verbreitung des Christentums erkennbar.

Die Anlage der Gräberfelder erfolgte mit Beginn der frühmittelalter-

lichen Landnahme von Marschgebieten und dem Anfang des Landesausbaus auf der Geest seit dem 7. Jahrhundert. [...] In diesem nordwestdeutschen Küstengebiet bildeten Urnengräber [...] die ältesten Bestattungsformen. [...] Die Hügelgräber mit Urnenbeisetzungen sind auf den Fundplätzen meistens gruppenweise angeordnet. [...] Ihre Datierung reicht im allgemeinen vom späten 7. bis in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts. Vereinzelt ist die Fortdauer der Brandbestattung bis in das hohe Mittelalter nachgewiesen.

Die Gliederung in Grabhügelgruppen einzelner Familienverbände bestimmte auch die weitere Belegung mit den nachfolgenden unverbrannten Bestattungen in Körpergräbern, die bereits im 8. Jahrhundert einsetzt und bis in das 10. Jahrhundert fortgeführt wurde. [...] Erst in der jüngsten Belegungsphase beigabenloser Körpergräber wurden diese [...] in einheitlicher West-Ost-Orientierung angelegt.“ (S. 94-96)

„Der Übergangsprozess vom Heidentum zum Christentum vollzog sich nach den archäologischen Befunden aus den frühmittelalterlichen Gräberfeldern allmählich und war in den einzelnen Regionen erheblichen Schwankungen unterworfen. ... Offensichtlich wurde auf den außerhalb der Siedlungen gelegenen frühmittelalterlichen Gräberfeldern so lange weiterbestattet, bis nach vielerorts festgestellten Siedlungsverlagerungen die Errichtung der Kirche im Ortskern erfolgte. Damit kommt der archäologischen Erschließung der ältesten Kirchengrundrisse zur Klärung des Einsetzens einer durchgreifenden kirchlichen Organisation und damit erfolgreicher Christianisierung im Küstengebiet eine besondere Bedeutung zu.“ (S. 104)

„Zu den ältesten kirchenähnlichen Sakralbauten des 7./8. Jahrhunderts außerhalb der Gebiete des spätantiken Christentums gehörten klei-

ne Holzbauten in der Form rechteckiger Pfostensetzungen mit zum Teil eingezogenem Rechteckchor. Sie finden sich gelegentlich am Rande der Reihengräberfelder, sind also offensichtlich in einer fortgeschrittenen, bereits christlichen Belegungsphase als Friedhofskapellen auf spätmerowingerzeitlichen süd- und westdeutschen ehemals heidnischen Friedhöfen errichtet worden. Oft standen solche ‚Kapellen‘ auf denjenigen Teilen der Gräberfelder, deren Bestattungen sich auf Grund reicher Beigaben als sozial herausgehobene Gruppe von Toten kennzeichnen ließ.

Auch für den friesisch-sächsischen Küstenbereich haben einige Untersuchungen in den Niederlanden den Nachweis erbracht, dass kirchenähnliche Sakralbauten an den Bereich eines heidnischen oder frühchristlichen Gräberfeldes angrenzen oder auf diesen Plätzen erbaut wurden.“ (S. 105)

„Die bisherigen Kirchengrabungen haben gezeigt, dass mit den ältesten christlichen Sakralbauten in der Form der Holzkirche nicht vor dem 10. Jahrhundert zu rechnen ist. Alle sicheren Datierungen beginnen um 1000 und zeigen außerdem, dass sich die Tradition des Holzkirchenbaues in einigen Fällen sogar bis an das Ende des 14. Jahrhunderts gehalten hat. Im allgemeinen lösten jedoch die aus Tuff-, Feld- oder Sandstein errichteten Kirchen im 12. Jahrhundert ihre hölzernen Vorgängerbauten ab.“ (S. 108)

„Wurden somit zunächst in der Zeit Liudgers und Willehads nur dort erste Kirchen gegründet, wo von Bremen oder Münster aus kirchlicher beziehungsweise klösterlicher Besitz vorhanden war, so dominierte das Heidentum im allgemeinen bis in das frühe 11. Jahrhundert in den bäuerlichen Gemeinschaften des friesisch-sächsischen Küstengebietes. Ein bekanntes Zeugnis sind die von Adam von Bremen überlieferten heidni-

Kirchtürme

schen Gebräuche zur Zeit des Erzbischofs Unwan (1013 - 1029) in den Marschen der Bremer Diözese. Erst seit dieser Zeit verdichtet sich das Netz des ländlichen Kirchenbaues, wie uns die zahlreichen archäologischen Hinweise auf Holzkirchen in den Ortskernen deutlich machen. Getragen wird diese zweite und nun erfolgreiche Welle der Christianisierung von neuen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen im Küstengebiet.

Neulanderschließung und erster Deichbau kennzeichnen an der Küste die genossenschaftlichen Organisationsformen bäuerlicher Landesgemeinden. Wohlhabende Höfe aktivierten in diesen weitgehend autonomen Gemeinschaften Landwirtschaft, Handwerk und Handel und waren gleichzeitig Initiatoren für den verstärkt einsetzenden Kirchenbau.“ (S. 110)

Soweit das Zitat. Weitere unruhige Zeiten werden nach 1305 (Papst in Avignon) und besonders nach 1409 (Schisma) gewesen sein, weil von da an die strenge Katholisierung durch den Papst einsetzte.

Und jetzt zu dem Problem der beiden Kirchtürme, die Ende der 30-er Jahre als „Wehrtürme“ eingestuft wurden:

Der Turm in Neuenkirchen ist, nach Karl Heinz Berendt, „Chronik der St. Michaelis-Kirche in Neuenkirchen“ (1988), etwa 150 Jahre früher als das Kirchenschiff nach dem Untergang der alten Kirche in Elsflath erbaut worden und enthält im ersten Stock eine eingewölbte Kapelle mit einer Apsidiale im Osten, die dem hl. Michael geweiht ist. Die Kapelle ist durch einen Mauerdurchgang von der Orgelempore der Kirche zu erreichen. Der Turm ist ein romanischer Portasandstein- und Feldsteinbau und wird nach Berendt auf spätestens 1050 datiert.

Nach Dehio, „Handbuch d. Deutschen Kunstdenkmäler“ ist die Kirche Ende des 12. Jahrhunderts entstanden. Friedrich Kühlken schreibt: „St. Michael ist 1192 geweiht worden, erbaut anstelle einer älteren Kirche, die zu Nedderwarden auf einer flachen, von der Weser weggeräumten Wurt in der Marsch lag“.

Der Turm in Berne ist nach Jörg Richter, „St. Aegidius zu Berne“, (1981), und „Archäologische Mitteilungen“ (3/1980), auf einer vorge-

schichtlichen Wurt, die von der vorrömischen Eisenzeit bis zur Völkerwanderung durchgehend und dicht besiedelt war, nachweislich eher als das Kirchenschiff erbaut worden. Der romanische Turm wurde um 1160 aus eisenhaltigen Sandsteinquadern der Porta Westfalica erbaut und war vermutlich zunächst zum Schiff hin verschlossen. Im ersten Stockwerk des Turmes, das durch eine Treppe in der südlichen Turmmauer zu erreichen ist, sieht man eine 2,60 m breite gewölbte Tonnennische zur Kirche hin, die jetzt vermauert ist. Über ihre ursprüngliche Funktion liegen für die Berner Kirche keine Nachrichten vor.

Das könnte die irgendwann einmal durchgebrochene Apsidiale oder sogar der Rest einer äußerlich sichtbaren ehemaligen Apsis einer Turmkapelle gewesen sein, die bei Anbau des Kirchenschiffes abgebrochen wurde. Eine ledigliche Öffnung dort oben ist höchst unwahrscheinlich, weil der Turm ja zunächst allein gestanden hat. Nach dem Ausgrabungsbericht ist das dritte Turmgeschoss mehrfach eingestürzt, wobei es zu erheblichen Beschädigungen kam.

Es sei hier der Vollständigkeit halber noch kurz der Turm der Kirche in Blexen erwähnt, der an den Turm der Kirche in Berne erinnert und aus Portasandstein und Backstein erbaut ist, und in dem, laut Runge, „Die St. Hippolyt-Kirche in Blexen“, vom Erdgeschoss eine schmale Stiege in den 2,25 m dicken Füllmauern nach oben geht und in einen Raum mit einer Ostnische (Apsidiale) führt, der offenbar als Kapelle diente. Nach archäologischer Untersuchung ist der Turm jünger als das Schiff, sein Baudatum wird auf das Ende des 13. Jahrhunderts geschätzt.

Zu diesem Befund gesellt sich jetzt eine im Sommer 1993 gemachte Entdeckung von „Türmen“ auf Friedhöfen in Kärnten, die neben den Kirchen standen. Diese „Karner“ (Beinhäuser) genannten zweistöckigen Rundtürme haben im Oberstock eine Kapelle mit einer ausgeprägten Ostapsis nur im ersten Stock.

Im großen Brockhaus steht unter „Karner“: „Zweigeschossiges Bauwerk mit Kapelle über dem eigentlichen Beinhaus seit dem 12. Jahrhundert, besonders in den Alpenländern, manchmal mit Altar für Totenmes-

Im Textheft der Kirche „Maria Saal“ bei Klagenfurt, wo auf dem Domplatz neben dem Dom auch so ein Karner steht, ist ausgesagt, „dass in die Wehranlagen vom Ende des 15. Jahrhunderts ein schon vorhandener zweigeschossiger, kreisrunder Bau einbezogen wurde, nämlich eine romanische Taufkapelle, dem heiligen Johannes den Täufer geweiht, später auch als Karner (Beinhaus) verwendet, mit einer weiteren Kapelle im Obergeschoss, dem hl. Erzengel Michael geweiht. Ende des 15. Jahrhunderts erhöhte man den alten Rundbau, umgab ihn mit einem neuneckigen, zweigeschossigen, offenen Arkadengang und setzte über das ganze ein gedrücktes Glockendach. Das Gebäude wird ‚Oktogon‘ (Achteck) genannt, obwohl es neun Ecken hat. Das Oktogon wird auch als ‚Heidentempel‘ bezeichnet. Vielleicht befand sich auf dem Hügel von Maria Saal bereits in vorchristlicher Zeit eine Siedlung mit einem heidnischen Heiligtum. Möglicherweise könnte die Benennung entstanden sein, weil in der alten Taufkapelle manchmal Heiden getauft wurden.“

Ein in ursprünglichem Zustande erhaltener, eindrucksvoller Karner befindet sich in Maria Wörth am Wörther See und ein weiterer in Tigrin in Kärnten.

Es hat auch in Bremen ein „Oktogon“ gegeben, ein kleines Gebäude mit achteckigem Grundriss, das „Glocke“ benannt wurde, seitlich des Domes stand und im ersten Stock den Kapitelsaal des Domkapitels enthielt. Diese Glocke war im Jahre 1737 an Stelle der ursprünglichen, baufällig gewordenen Glocke neu aufgeführt worden, die auch ein Oktogon war und schon vor der Reformation dort gestanden haben soll. (Buchenau, „Bremen“, 1934, S. 298; Grundriss in Dehio, „Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler“, 5.7; Abb. In Dietsch, „Der Dom St. Petri zu Bremen“, 5.156 u. 239).

Das führt zu einem Blick auf das Leben der Apostel: Treffpunkt der zwölf Apostel in Jerusalem (Apostelgeschichte 1.13) war im Abendmahlsaal, dem Obergemach (coenaculum), von Luther „Söller“ genannt (Bibel-Enzyklopädie, S. 394). Das bringt die Schlussfolge, dass ein christliches Kapitel sich traditionell in einem Saal im Obergeschoss eines kleinen turm-

artigen Bauwerkes versammelte, um das Abendmahl zu feiern oder ihr Kapitel zu lesen.

Kapellen im ersten Stock eines Turmes bilden also das „coenaculum“ aus der Urchristenzeit nach, und dem Missionspriester-Kapitel bietet sich der Söller für ihr Abendmahl und ihre Kapitelversammlungen. Die beiden Bänke an der Wand im jeweiligen Halbrund zwischen Apsis und Tür sind im Obergeschoss des Karners von Maria Saal noch heute zu sehen. Unten wurde getauft und die Leichen aufgebahrt, ehe sie beerdigt wurden. Die Aufbahrung hat für die Menschen immer eine hochwichtige Rolle gespielt. Deshalb hat der Karner auch mit dem Kirchhof zu tun, auch schon, als noch keine Kirche da war, weil ja die Germanen keinen Raum zur Gottesverehrung gewohnt waren. Das Erdgeschoss des Turmes hat hier im Norden wohl weniger zum Taufen gedient, weil der Mensch, der sich der Taufe stellte, ganz untergetaucht wurde, und das machte man im Fluss. Der Name „Auf der Tiefer“ (Flurname des Grundstücks in Bremen), wo in der unterhalb fließenden Weser getauft

wurde, und der Name „Tiefer“ in Berne für den Flussabschnitt der Berne, der am Friedhof vorbei läuft, sprechen für sich. „Taufen“ ist eigentlich „tief machen“ von althochdeutsch DIP - tief, gotisch DIUPS- tief, und wurde im 5./6. Jahrhundert durch die arianische Mission eingeführt. TIEFER ist also der uralte Flurname für den Ort, an dem man „tief gemacht“, getauft wurde. Taufsteine mit Becken kamen erst für die Kindertaufe auf.

Man muss also die ganz frühe reine Totenaufbahrungskapelle auf den Friedhöfen von der späteren zweistöckigen Aufbahrungs- und Missionskapelle mit dem Kapitelsaal für das Missionskapitel trennen, die dann schon im Ort oder an seinem Rande auf dem Friedhof stehen und später durch ein Kirchenschiff und den Chor ergänzt wurden. Manchmal wurde, wie in Blexen, der Turm mit der Missionskapelle auch später an das schon bestehende Kirchenschiff angebaut. Damit ist einmal erwiesen, dass die christlichen Missionare oft für ihre Arbeit ein Kapitel bildeten und zum anderen, dass sie noch spät am Werke waren.

Außerdem wird jetzt auch eine vorher schwer fassbare oktagonale Kapelle, die Ägidienkapelle, im ersten Stock eines romanischen, quadratischen Gebäudes mit Ostapsis nur im ersten Stock, nördlich neben dem Naumburger Dom, erklärbar: Es ist der erhalten gebliebene Kapitelsaal des frühen Stiftes in Naumburg, die dann später, als das Propsteikapitel in das Domkapitel integriert war, an die Ägidienkurie als Andachtsraum für einen Domkapitular gekommen ist.

Missionskapitel, Stiftkapitel und Domkapitel haben ihre Kapitelsäle gern entweder rund oder achteckig oder quadratisch gehabt, weil sie so während des Abendmahles oder ihrer Kapitellesungen in der Runde sitzen konnten.

Damit sind die Kapellen in den Kirchtürmen erklärt. „Wehrtürme“ waren sie von der Bauidee her nicht, wenn auch die Kapelle in Neuenkirchen und die in Naumburg ihre Eingänge im ersten Stock hatten, was für eine frühe Errichtung in feindlicher Umgebung spricht.

Uwe Topper Zum Artikel von Heinz B. Maass über zwei frühe Kirchtürme des Bremer Bistums:

Dieser Beitrag aus der Heimatforschung des Stedinger Landes bringt einen unerwartet guten Einblick in ein Kapitel, das uns noch stark verschlossen erscheint: der Beginn der Christianisierung in Norddeutschland.

Was ist das wichtigste Bauelement einer Kirche, wodurch unterscheidet sie sich äußerlich von einem Wohnhaus, einem Rathaus oder einer Scheune? Schauen wir uns eine Kinderzeichnung an: es ist der Kirchturm, der herausragt und den Unterschied macht. Und welchen liturgischen Sinn hat der Turm der Kirche? In strengem Sinne gar keinen. Seine Aufgabe liegt auf anderer Ebene. Der Turm soll etwas anzeigen, in dreifacher Hinsicht. Zunächst einmal, dass es sich um eine Kirche handelt, das hat sich auch bei modernsten Kirchenbauten erhalten. Der Turm ist das Wahrzeichen des Gotteshauses. Sodann zeigt er die Uhrzeit an, sowohl mit einer großen weithin sichtbaren Uhr als auch mit

den Glockenschlägen. Und drittens rufen diese Glocken die Leute zum Gottesdienst. Der Kirchturm erfüllt also eine Nachrichtenfunktion.

Über die Verwendung der Türme zum Zweck der Nachrichtenübermittlung habe ich in meinem Buch „Das Erbe der Giganten“ (1977) ausführlich geschrieben. Auf der Iberischen Halbinsel konnte ich vorgeschichtliche Turmruinen feststellen, die sich in langen Ketten über die Hochebenen hinziehen. Es gab sogar zwei verschiedene Netze: Die ältere Anlage war durch eine inzwischen aufgetretene Katastrophe unbrauchbar geworden und durch eine neue, großzügigere ersetzt worden.

Türmeketten gab es auch in anderen Gebieten Europas, besonders im flachen Nordfrankreich sind sie noch heute erhalten, gebildet von den Kirchtürmen, die offensichtlich zuerst da waren und später erst durch Kirchenschiffe ergänzt wurden. Auch in

Tirol wurde dies bei ganzen Gruppen festgestellt (Mündliche Mitteilung von Frank v. Lamezan).

In Deutschland ist der Türmekult sehr alt, ich denke an die Märchen, in denen eine Jungfrau im Turm vorkommt. Der gemeinsame Gedanke, der sich herauslösen lässt:

Zuerst war der Turm, dann wurde das Langhaus für die Funktion des Gottesdienstes angebaut. Das kann man an vielen sehr alten Kirchen gut erkennen. Sankt Remigius in Süderburg in der Lüneburger Heide, einer der ältesten christlichen Sakralbauten Norddeutschlands, besteht aus einem fast tausend Jahre alten Rundturm aus großen Wackersteinen und einem recht jungen, nicht einmal direkt angesetzten Fachwerkhause, dem eigentlichen „Kirchen“gebäude (siehe Foto).

In Ankershagen in Mecklenburg ist es ähnlich. Der Turm ist sehr alt, von quadratischem Grundriss, die

Kirchtürme



St. Remigius in Süderburg (Foto: Uwe Topper)

Halle erst später angebaut, und schließlich sogar in der Längsachse noch geteilt worden durch Säulen, so dass zwei „Kirchenschiffe“ entstanden sind. Im Chorraum sieht man noch Fresken mit heidnischen Bildinhalten wie Drachen und Teufel, die kaum älter als 500 Jahre sein dürften. So spät wurde man hier christianisiert, möglicherweise erst durch die Reformation.

Die ältesten städtischen Kirchenbauten Deutschlands waren oktogonale Rundbauten, eigentlich Türme, an die später Langschiffe angebaut wurden, wie z.B. St. Maria im Kapitol, St. Pantaleon und St. Aposteln in Köln. Diese Rundbauten in Art der Hagia Sophia von Konstantinopel sind eigentlich ausgeweitete Türme. Sie dürften noch einem Kult geweiht gewesen, der völlig anders als die katholische Messe ausgesehen haben muss.

Ein weiterer Hinweis auf Nachrichtentürme ist der Eingang im ersten Stock. Dies ist keine Eigenart von Wehrtürmen, (wie Maass richtig bemerkt,) sondern die Sicherung gegen unbefugten Gebrauch: Die Wachmannschaft wurde nur durch jene Leute, die dazu berechtigt waren, abgelöst. Als Signale dienten bei Tage Spiegel und bei Nacht Glaskugeln, die das Licht der Sonne oder einer kleinen Feuerquelle (eine Kerze reicht!) bündeln, das dann in Abständen (ähnlich dem Morsesystem, aber eher wie die Ogham-Schrift aufgebaut) gesendet werden konnte (siehe

Gernot L. Geise, *Das keltische Nachrichtensystem wiederentdeckt*, 1996).

Die spätere Verwendung dieser Türme als Beinhaus ist durchaus sinnvoll, nachdem man von der Feuerbestattung abgekommen war, denn diese Türme waren allgemein sakrosankt. Auch eine spätere Verwendung für kultische Zwecke ist eine logische Folge davon, wobei ich die etwas gesuchte Verbindung zum „Abendmahl auf dem Söller“ nicht nachvollziehen kann. Eher könnte diese Episode aus dem Evangelium nach dem schon vorhandenen Kultraum in den Türmen dem Evangeliumtext hinzugefügt worden sein. Auch als Taufort haben die Türme – wie Maass klar herausgearbeitet hat – ursprünglich nicht gedient.

Die später angefügten „Kirchen“ waren m.E. zunächst keine christlichen Kultgebäude, sondern Gerichtshäuser, „Basilika“ auf Griechisch; in Ankershagen war das deutlich zu sehen.

Wie Maass an Hand der Zitate aus P. Schmid darstellt, ist der Übergang von der Feuerbestattung zur Körperbeisetzung (mit der Zwischenstufe Beinhaus) ein fließender Vorgang, der mit der Christianisierung nicht zusammenhängen muss. Erst die strenge Katholisierung nach der Avignoner Gründungsphase des Papsttums und Übersiedlung nach Rom (statt Paris, was sinnvoll gewesen wäre), hat dann die Körperbestattung allgemein durchgesetzt. Ich möchte darum noch einmal auf meine These hinweisen,

dass wir zwar einen „gotischen“ Kult und entsprechende Kulträume („Kirchen“) in Europa schon im 11. bis 13. Jh. haben, dieser Kult aber mit dem heute bekannten Christentum fast nichts zu tun hat, auch nicht als dessen Vorläufer („Arianismus“) angesprochen werden sollte.

Die radikale Änderung der europäischen Religionen – die regional ungeheuer stark verschieden waren – und die Zentralisierung sind Vorgänge, die nicht vor 1190 einsetzen und nicht vor 1420 beendet waren. Eigentlich hat uns erst die Reformation eine einheitliche Kirche, auch eine katholische, beschert.

In seinem Buch „Neues aus dem alten Stedingen“ (1993), das hauptsächlich Fragen der Heimatkunde des Stedinger Landes an der Unterweser behandelt, streift Heinz Maass auch den Stedinger Kreuzzug von 1234, über den es zahlreiche Untersuchungen gibt. Laut Lexikon sollen die Stedinger 11.000 Mann unter Waffen gestellt haben und einer Übermacht von 40.000 Feinden erlegen sein, die von so weit entfernten Gebieten wie Kleve am Rhein herangezogen kamen. Diese Zahlen – selbst wenn sie falsch sein sollten – lassen den Gedanken zu, dass es sich um mehr als nur um Gebietsansprüche und ein paar zerstörte Burgen handelte. Es muss ein Religionskrieg gewesen sein. Die Bezeichnung „Kreuzzug“ und die Behauptung, dass man gegen „Ketzer“ vorging, besagt das ja auch, wenn gleich man es in allen späteren Dokumenten tunlichst verschwie, dass diese Ketzer nicht etwa Christen mit abweichender Bibelauslegung waren, sondern echte „Heiden“ (Wenden usw.). Wenn die Stedinger tatsächlich elftausend Mann zusammenbrachten, muss ihr Land oder ihre Anhängerschaft sehr viel größer gewesen sein, als dies heute angenommen wird.

Die vermutlich unkorrekt rückerechnete Jahreszahl 1234 liegt etwa in dem Zeitraum, den ich für die beginnende Katholisierung Mitteleuropas ansetze. Eine Neubewertung von Sigrid Hunkes grundlegendem Werk „Europas eigene Religion“ (Tübingen 1997) unter Berücksichtigung der zerbrochenen Chronologie wäre eine wichtige Aufgabe. ■